

Krankheit namens »primär sklerosierende Cholangitis«, kurz PSC, hatte sich über Volkers Gallengänge hergemacht. Sie waren derart verhärtet (sklerosiert), dass die Galle sich rückstaute und die Leber zerstörte. Erst seine eigene, nach einer Transplantation war Leber Nummer zwei dran. Als Volker mal wieder wochenlang im Krankenhaus lag, erzählte mir eine Bekannte, sie habe auf einer Dinnerparty einen Arzt kennengelernt: »Der hat von einem seiner Patienten berichtet, ein besonders tragischer Fall. Die Krankheit klang so ähnlich wie Volkers.« Es war natürlich einer von seinen Ärzten aus dem Virchow-Klinikum gewesen.

Wir sprachen fast nie über den Tod. Die »Death-Positive-Bewegung« (siehe Lektion 11), die einen offensiven Umgang mit dem Sterben propagiert, war an uns vorbeigegangen. Nur einmal brach Volker sein Schweigen und erzählte, dass er den Tod ab und zu herumsitzen sehe. Einen Mann, so alt wie er, also Mitte fünfzig, nicht böse, aber beharrlich. Auch ich spürte ihn. Längst hatte dieser stumme Beobachter jede Umarmung zu einer Kostbarkeit gemacht. Und doch war ich nicht vorbereitet.

Durch eine Glaswand sah ich den Patienten im Nachbarzimmer. Ein Mann mit langen schwarzen Haaren. Winnetou, dachte ich. Was man nicht alles denkt. Diese Stille. Ob Volker mich hörte? Lebte noch irgendetwas in seinem Hirn? »Du musst nichts mehr tun«, sagte ich und klang dabei wie unsere Yogalehrerin vor der Endentspannung Shavasana, der Stellung der Toten. »Du musst nichts mehr tun« war Volkers Yoga-Lieblingssatz. Also noch einmal: »Du musst nichts mehr tun.« Was man nicht alles sagt. »Ich hoffe, du hast einen schönen Rausch. Weißt du noch, als du nach der Transplantation aufgewacht bist, vollgeknallt mit Opiaten? Und die ganze Technik der Intensivstation so bewundert hast? Du sagtest: ›Toll hier, das ist ja wie eine Techno-Party.‹ Und: ›Wie schön, dass du da bist.‹«

Der Monitor zeigte einen absurd niedrigen Blutdruck und einen hohen Puls. Ich machte ein Foto, so wenig konnte ich die Werte glauben, die da auf dem Monitor erschienen. Und ich hatte ja schon sehr oft auf diese Werte gestarrt. Einmal nach einer OP hatte Volkers Atem zwischenzeitlich immer wieder ausgesetzt, der Marker für den Sauerstoffgehalt im Blut war ständig unter den Sollwert gesunken, der Alarm hatte immer wieder geläutet. Jedes Mal war die Schwester gekommen und hatte fröhlich berlinert: »Na, jetzt atmen Sie mal, Herr Gunske.« Und Herr Gunske atmete. Das war acht Jahre her. Nun kam der Oberarzt. »Das Herz strengt sich noch mal an«, erklärte er in die Stille. »Es wird nicht mehr lange dauern.« Dann reduzierte er die Sauerstoffzufuhr des Beatmungsgeräts. Abgang Arzt.

Volker und ich. Noch einmal allein mit ihm. Noch einmal seine Hand halten. »Du musst nichts mehr tun.« Ich dachte an unser gemeinsames Leben, das vor zehn Jahren so chaotisch begonnen hatte. Wir hatten uns auf der Hochzeit von Volkers bestem Freund kennengelernt, der auch Volker heißt. Ich verliebte mich sofort in den neuen Volker, als der das Leben des Bräutigams anhand von Musikstücken ebenso lustig wie liebenswürdig nacherzählte. Seine Witze hatten genau die richtige Mischung aus »auf den Arm nehmen« und »in den Arm nehmen«. Das war ein Mann, an den ich mich nur zu gerne rantraute: einer, mit dem man ins Wasser gehen konnte, ohne dass er einen untertunkte. Und der so lächelte, dass es wärmer wurde im Raum.

Ich war allerdings mit meiner Freundin Annette gekommen, und als der Bräutigam seine Gäste in großer Runde vorstellte, sagte er: »Das ist Brenda und ihre Freundin Annette.« Fortan dachte mein künftiger Ehemann, ich sei lesbisch (was nicht ganz falsch ist, siehe Lektion 19). Wir arbeiteten im selben Verlag, er beim *tip* im siebten Stock, ich bei der *Berliner Zeitung* im vierzehnten. Damals gab es unzählige Betriebsversammlungen wegen eines britischen Heuschreckeninvestors – und Volker wunderte sich zunächst, warum diese lesbische Frau währenddessen immer so hartnäckig seine Nähe suchte. Am 23. Dezember 2005 haben wir uns doch geküsst, am 24. Dezember wieder getrennt, am zweiten Feiertag kamen wir schon wieder zusammen. In diesem Stil holperten wir lange weiter.

Meine Mutter zählte dreizehn Trennungen, dann hörte sie auf. Meist ging den Trennungen ein Streit ums Kinderkriegen voraus. Ich, damals noch Mitte dreißig, wollte unbedingt, er auf keinen Fall. Drei Jahre nach dem ersten Kuss und eine Paartherapie später gab er nach, und von da an haben wir uns nie mehr getrennt. Kinder bekamen wir dennoch keine. Bei einer Fruchtbarkeitsuntersuchung 2009 staunten die Ärzte über seine schlechten Blutwerte. »Trinken Sie?« Kurz darauf hatte Volker eine neue Leber. Und nur ein paar Monate nach dem endgültigen Anfang begann der lange Abschied.

Wie soll das gehen, Abschied nehmen für immer? Ich hielt seine reglose Hand und dachte an die vielen Male, die wir zu Hause zusammen getanzt hatten, das letzte Mal war erst ein paar Wochen her. Dann fiel mir meine eigene Pärchen-Theorie wieder ein. Der zufolge können Paare mit guten Beziehungen sich besser voneinander trennen als solche mit offenen Rechnungen. Auf einmal war mir klar, dass wir schon alles getan hatten für diesen letzten Moment. Wir hatten nichts aufgeschoben. Auch, weil der Tod uns rechtzeitig gewarnt hatte.

Ich hatte nie »Kopfschmerzen« gehabt. Wenn Volker ins Kino wollte, um eine alte Filmrarity zu sehen, war ich meist mitgekommen, auch wenn ich keine Lust hatte. Volker wiederum hatte mich oft auch dann zu meinen Freunden begleitet, wenn er so müde war, dass er sich am liebsten im Bett verkrochen hätte. Wir waren einfach gerne zusammen. Erst acht Monate vor dem ultimativen Aufschlag auf der Intensivstation hatten wir geheiratet. »Bis dass der Tod euch scheidet« – jetzt war es so weit.

Ein Chirurg, der Volker eine Drainage legte, hatte ihm in die Lunge gestochen – und es nicht gemerkt. Tagelang hatten Volker und ich bei sämtlichen Ärzten und Pflegern immer wieder moniert, es gehe ihm elend, er fühle sich, als läge er auf irgendetwas. Tatsächlich lag er auf literweise Blut, das in seine Lunge gelaufen war. Das Personal war zu gestresst, um sich mit seinem Fall länger zu beschäftigen. »Diese ganzen Feiertage im Mai bringen mich noch um«, war einer der letzten Sätze Volkers. Erst als die Sepsis kam und die Lungenentzündung folgte, nahm man unsere Klagen ernst. Zu spät.

Wohl gerade weil der Tod schon so lange friedlich herumgesessen hatte, hatte ich mir nicht vorstellen können, dass er eines Tages wirklich die Sense herausholen würde. Und trotz aller Vorwarnungen war ich nicht vorbereitet auf die Bilder, die nun folgten. Ich lernte, was es heißt, wenn Augen brechen. Volkers graugrüne Augen, die so liebevoll-ironisch schauen konnten, wurden milchig-leblos. Wie er dalag, dieser vertraute Körper,

grotesk aufgeschwemmt, noch ganz warm und mit diesen vertrauten blonden Haaren an den Armen. Volkers schöne Arme. Monatlang würden mich diese Bilder immer wieder überfallen.

Später las ich, dass viele Menschen nach dem Tod eines Angehörigen eine besondere Stimmung im Raum bemerken, manche empfinden tiefen Frieden, einige, dass Kräfte des Toten auf sie übergehen. Ich weiß nicht mehr ganz genau, was ich fühlte. Aber es war nichts Tröstliches. Eher schien es mir, als würde Volker, der so am Leben gehangen hatte, etwas Entsetzliches zustoßen. Oberarzt und Schwester kondolierten. Ich könne gerne noch bleiben. »Nachdem Sie gegangen sind, werden wir den natürlichen Zustand Ihres Mannes wiederherstellen.« Sollte heißen: Sonden, Kabel, Schläuche, Kanülen, alles weg. Natürlich tot. Keiner schloss Volkers Augen. Ich kam nicht auf die Idee, es zu tun.

Ich saß, stand, tigerte im Zimmer herum. Ich bewunderte die Krankenhausmenschen. Jahrelang hatte ich ihnen dabei zugesehen, wie sie sich in Endlos-Schichten aufrieben, sich von Colafläschchen aus dem Automaten ernährten, ihre Ringe unter den Augen wuchsen, wie sie an einem gnadenlos auf Effizienz ausgerichteten Krankensystem verzweifelten und erstaunlich viele Zigaretten rauchten. Ich bewunderte ihren Mut ob der Verantwortung, die sie sich aufbürdeten. Ich hatte ja schon Angst vor Tippfehlern. So oft hatten die Krankenhausmenschen Volker gerettet. Und nun hatten sie ihn irgendwie auf dem Gewissen.

Das wäre der Moment gewesen, auf einer Obduktion zu bestehen, auf Rache zu sinnen. Doch wollte ich wirklich den Chirurgen verklagen? Diesen erfahrenen Mann, den Kollegen dafür bewunderten, dass er sich Operationen zutraute, vor denen andere sich fürchteten? Schließlich bedankte ich mich bei Volker für unser intensives gemeinsames Leben. Und beim Oberarzt und der Schwester für die Stille beim Sterben. Dann ging ich. Es war die vielleicht wichtigste Erkenntnis meines Horror-Crashkurses in Sachen Sterbebegleitung. Loslassen ist eine Entscheidung. Und es fängt schon zu Lebzeiten an.

»Herr Gunske verstarb am 25.5.2016 um 11.18 Uhr im Beisein seiner Ehefrau«, steht im Arztbrief. Kein Wort von einer angestochenen Lunge. Lediglich: »Wir bedauern den tragischen Krankheitsverlauf.« Und ich erst! Mein Leben nach dem Tod hatte begonnen. Oder wie singt Adele? »Hello from the other side«. Ich war Witwe. Und bereit für Learning by dying Teil II: Ich brauchte einen Bestatter. Einen echten Profi, der Volker da rausholte. Und mich auch.

Lektion 2:

Wenn sterben, dann nur mit Eric

*Wie uns Deutschlands hipster Bestatter zum Trauerarbeiten brachte.
Und wir mit hundertsechszwanzig Mann und Frau im Kino
landeten*

Ich taumelte aus dem Krankenhaus in die Maisonette, im Kopf die Bilder des toten Volker, in der Handtasche das Krankenhausschaf namens Schwester Erich. Draußen googelte ich die Nummer von Eric Wrede, meinem Witwennotruf. Seinen Namen hatte ich, die Vergessliche, mir eingepägt: Eric mit c – wie Schwester Erich, nur ohne h. Ein paar Monate zuvor hatten wir bei uns im Stilteil der *Welt am Sonntag* einen Artikel über ihn veröffentlicht. Erics Geschäftsmodell hatte mir sofort eingeleuchtet: individuelle, zeitgemäße Trauerfeiern. Auch der Körpereinsatz des Mannes, Jahrgang 1980, hatte mich beeindruckt; dem Text zufolge hatte er mal die Abschiedszeremonie für ein stadtbekanntes Mitglied einer Motorradgang organisiert – und war am nächsten Morgen mit einer neuen Tätowierung auf der Brust aufgewacht: »R.I.P. Ingo«.

Nicht dass ich unbedingt ein »Tschüssi Volker« daneben sehen wollte. Aber mir war klar gewesen, dass ich Wrede eines Tages brauchen würde. Er schien mir der ideale Bestatter für zwei Gottlose wie Volker und mich. Zwei Menschen, die den Protestantismus zwar auf dem Papier hinter sich gelassen hatten, es dann aber doch nicht ohne Zeremonie und geistig-musikalischen Überbau aushielten. Wie bei unserer Hochzeit. Die hatten wir eigentlich formlos-flott mit Standesbeamten und Gummibaum erledigen wollen. Dann hatten wir aber doch ewig nach einem passenden Song gefahndet (die Wahl war auf »Got to Get You into My Life« von Earth, Wind & Fire gefallen) und ein Hotel mit Blick auf die Redaktion gebucht, in der wir uns einst nähergekommen waren. Und was waren wir glücklich gewesen, als wir ein Graffito als Fotomotiv gefunden hatten, auf dem stand: »Just say yes.«

Kürzlich bin ich wieder an dem gesprühten Spruch vorbeigeradelt. Und da erst fiel mir auf, dass er auf einer Friedhofswand steht. Wie passend.

Jedenfalls: Acht Monate nach dem Wedding-Selfie vor der Friedhofsmauer hatte ich schon wieder den Familienstand gewechselt. Ledig – verheiratet – verwitwet. Alles ohne Pfarrer. Zum Glück funktionierte der Witwennotruf, Eric nahm sofort ab. Schnell erwies er sich als der perfekte Typ für eine atheistische Welt, in der Gott tot ist und der Ehemann auch.

Ein paar Stunden nachdem ich die Klink verlassen hatte, saß der Bestatter samt all seiner Tätowierungen bei mir im Wohnzimmer. Und auch Volkers bester Freund Volker war per Flugzeug herbeigeeilt, aus München, wo er gerade an einem großen Projekt arbeitete. Die beiden Volker kannten sich schon aus der Schule, waren in den Achtzigern gemeinsam aus der norddeutschen Einöde nach Berlin gezogen. Wenn sie über die alten Zeiten sprachen, klangen sie oft wie Veteranen und noch öfter wie ein Ehepaar jenseits der Silberhochzeit. Schon durch die lange Krankheit hatten wir uns zu dritt geschlagen, nun hatte ich eine Co-Witwe und wir beide einen Trauerexperten. Und was für einen.

»Ich will jetzt gar nicht erst so tun, als wäre ich traurig. Das fänd ich verlogen. Ich kannte den Volker ja gar nicht«, sagte Eric. Und dann erklärte er, wir müssten jetzt gar nichts entscheiden, weder die Art der Feier noch der Bestattung. Lediglich ein paar Formalitäten seien die Tage zu erledigen, um eine Sterbeurkunde zu beantragen. »In Berlin kann man sich sehr viel Zeit lassen, jemanden zu beerdigen.« Während in anderen Bundesländern spätestens vier Tage nach dem Tod beigesetzt werden müsse, gebe es in Berlin bei Erdbestattungen lediglich ein »Soll« von zehn Tagen, bei Feuerbestattung könne man so lange mit der Beisetzung warten, wie man wolle.

Was hatte ich über Schach gelernt, dieses Spiel, bei dem die Uhr einen unter Zugzwang setzt? Zeit ist auch eine Figur. Gilt offenbar ebenso beim Trauern. Der Vater der Sängerin Patti Smith hatte seiner Tochter nach dem Tod ihres Mannes die Weisheit geschenkt: »Zeit heilt nicht alle Wunden, aber sie schenkt dir die Mittel, sie auszuhalten.« (Allerdings scheint sie plötzlich knapper denn je, siehe Lektion 15.)

Es gibt Eric zufolge also keinen Grund zu künstlicher Hektik, wie sie manch klassischer Bestatter gerne verbreitet, um schnell einen schicken Sarg zu verkaufen. »Ich sehe es als Teil des Trauerprozesses, sich genau zu überlegen, wie man einen Menschen verabschieden will.« Ein Service, den immer mehr Bestatter bieten. Allein in Berlin verfolgten laut Eric acht, neun Kollegen eine ähnlich »alternative« Philosophie. Kein Wunder in dieser unchristlichen Stadt, in der nur noch ein Viertel der Bewohner überhaupt als Protestanten (16 Prozent) oder Katholiken (9 Prozent) registriert sind. Selbst wenn man die geschätzte Zahl von 7 Prozent Muslimen dazurechnet, bleiben immer noch zwei Drittel Gottlose übrig. Das erklärt, warum immer mehr Beerdigungsinstitute den Job als Trauerbegleiter übernehmen, den früher ein Geistlicher erledigt hätte: Der Bestatter, der früher mal den Sarg tischlerte, wird nun ein einfühlsamer Eventmanager, der sich statt aufs Holz auf den Menschen konzentriert.

Eric musste eine rauchen, und wir gingen auf den Balkon. Ich erzählte vom »natürlichen